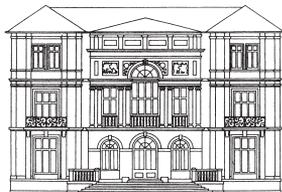


Die Berliner Universität im Kontext der deutschen
Universitätslandschaft nach 1800, um 1860 und um 1910



Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben von Lothar Gall

Kolloquien

76

R. Oldenbourg Verlag München 2010

Die Berliner Universität im Kontext
der deutschen Universitätslandschaft
nach 1800, um 1860 und um 1910

Herausgegeben von
Rüdiger vom Bruch
unter Mitarbeit von
Elisabeth Müller-Luckner

R. Oldenbourg Verlag München 2010

Schriften des Historischen Kollegs

herausgegeben von

Lothar Gall

in Verbindung mit

Johannes Fried, Hans-Werner Hahn, Manfred Hildermeier,
Martin Jehne, Claudia Märzl, Helmut Neuhaus, Friedrich Wilhelm Rothenpieler,
Luise Schorn-Schütte, Dietmar Willoweit und Andreas Wirsching

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und zwei Förderstipendien sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Rüdiger vom Bruch (Berlin) war – zusammen mit Prof. Dr. Christoph Buchheim (Mannheim), PD Dr. Jan-Otmar Hesse (Frankfurt a. M.), PD Dr. Christoph H. F. Meyer (Erlangen, jetzt Frankfurt a. M.) und Prof. Dr. Aloys Winterling (Freiburg i. Br., jetzt Berlin) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2006/2007. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Rüdiger vom Bruch aus seinem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Die Berliner Universität im Kontext der deutschen Universitätslandschaft nach 1800, um 1860 und um 1910“ vom 29. bis 31. März 2007 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Das Historische Kolleg wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 – im Sinne einer „public private partnership“ – in seiner Grundausrüstung vom Freistaat Bayern finanziert, die Mittel für die Stipendien stellen gegenwärtig die Fritz Thyssen Stiftung, der Stiftungsfonds Deutsche Bank, die Gerda Henkel Stiftung und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft zur Verfügung. Träger des Historischen Kollegs, das vom Stiftungsfonds Deutsche Bank und vom Stifterverband errichtet und zunächst allein finanziert wurde, ist die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

historischeskolleg.de

Kaulbachstraße 15, D-80539 München

Tel.: +49 (0) 89 2866 3860 · Fax: +49 (0) 89 2866 3863

Email: elisabeth.mueller-luckner@historischeskolleg.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München

Rosenheimer Straße 145, D-81671 München

Internet: oldenbourg.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlagbild: Loeillot, W.: Universitätsgebäude in Berlin, 1845, Lithographie. Foto: Humboldt-Universität, Kustodie-Scholz

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht)

Satz: Typodata GmbH, München

Druck: Memminger MedienCentrum, Memmingen

Bindung: Buchbinderei Klotz, Jettingen-Scheppach

ISBN 978-3-486-59710-3

Inhalt

<i>Rüdiger vom Bruch</i>	
Zur Einführung	VII
Verzeichnis der Tagungsteilnehmer	XVII

I. Gestaltwandel der deutschen Universität um 1800

<i>Notker Hammerstein</i>	
Aufbruch in Reformen: Tradition und Innovation zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Die Universität in Staat und Gesellschaft	3
<i>Hans-Werner Hahn</i>	
Aufbruch und Krisen: Die Universität Jena zwischen 1770 und 1870	21
<i>Thomas Becker</i>	
Diversifizierung eines Modells? Friedrich-Wilhelms-Universitäten 1810, 1811, 1818	43

II. Selbstverständnis und Umbauten der Universität im deutschsprachigen Raum 1850/60

<i>Winfried Müller</i>	
Inszenierte Erinnerung an welche Traditionen? Universitätsjubiläen im 19. Jahrhundert	73
<i>Walter Höflechner</i>	
Nachholende Eigenentwicklung? Der Umbau des habsburgischen Universitätssystems nach der Mitte des 19. Jahrhunderts	93

III. Strukturelle Rahmenbedingungen im Wandel

Peter Lundgreen

Studium zwischen Forschungsorientierung und Berufskonstruktion 111

Wolfgang Neugebauer

Wissenschaftsautonomie und universitäre Geschichtswissenschaft im
Preußen des 19. Jahrhunderts 129

Matthias Stickler

Universität als Lebensform? Überlegungen zur Selbststeuerung studentischer
Sozialisation im langen 19. Jahrhundert 149

IV. Stolze Selbstwahrnehmung – Konkurrenzen – Verwerfungen. Die deutsche Universität am Vorabend des Ersten Weltkriegs

Matthias Middell

Konfrontation auf Augenhöhe? Die Universitäten Leipzig und Berlin im
Wilhelminischen Deutschland 189

Sylvia Paetschek

Eine deutsche Universität oder Provinz versus Metropole? Berlin,
Tübingen und Freiburg vor 1914 213

Charles E. McClelland

Inszenierte Weltgeltung einer prima inter pares? Die Berliner Universität
und ihr Jubiläum 1910 243

Register 255

Rüdiger vom Bruch

Zur Einführung

I.

Die Berliner Humboldt-Universität begeht ihr zweihundertjähriges Bestehen 2010 in einer Zeit struktureller Umformung des deutschen Hochschulsystems. Im Zeichen des Bolognaprozesses wird die Lehrverfassung prüfungsförmig und berufsorientiert modularisiert und wirft neue Fragen nach dem Verhältnis von Bildung und Ausbildung auf. Gleichzeitig (und nicht unbedingt konform) sollen Exzellenzinitiativen standortgebundene Forschungsprofile schärfen und begünstigen dabei auch neuartige Allianzen mit außeruniversitären Forschungsinstitutionen. Vor diesem Hintergrund wird unablässig um „Humboldt“ als bewahrender, transformationsbedürftiger, vielleicht auch gar nicht transformationsfähiger oder gar unzeitgemäßer, weil nur für eine vergangene Epoche zeitgemäßer Orientierungspunkt gestritten; dabei immer unter Berufung auf Maximen (bzw. Chiffren) wie Wissenschaft als Forschung, für Wissenschaft als Bildung, wie systematische Kohärenz wissenschaftlichen Wissens insgesamt oder wie „Einheit von Lehre und Forschung“ in der gemeinsamen Anstrengung von Lehrenden und Lernenden.

Bei diesen Debatten geht es weniger um die aktuelle Institution Humboldt-Universität in Berlin, sondern um eine – zutreffend oder nicht – mit dem Namen Wilhelm von Humboldt konnotierte Idee der deutschen Universität als permanenter Forschungsprozess, in systematisierender Programmatik um 1800 von Philosophen und anderen Gelehrten entwickelt, vor allem aber in bemerkenswerter Gleichförmigkeit Selbstverständnis und wissenschaftliche Praxis deutscher Universitäten im 19. Jahrhundert prägend. Ob es sich dabei um ein erst um 1900 mit rückwärtiger Bindungskraft konstruiertes und programmatisch an Humboldt angekoppeltes Berliner Modell handelte, welches sich tatsächlich aufgrund ähnlicher struktureller Herausforderungen an vielen Orten in ähnlicher Weise herausbildete und durch ständige Interaktionen in einem nationalkulturellen Markt verfestigte, aufgrund wechselseitiger Beobachtungen zur Stärkung eigener Konkurrenzfähigkeit, aufgrund von – auch verkehrspolitisch begünstigten – intensiven Austauschbewegungen von Professoren und Studenten, sowie aufgrund national gestimmter Emphase einer auf Fortschritt durch Forschung gestimmten Wissenschaftskultur, das ist gar nicht so entscheidend, auch wenn die im 20. Jahrhundert fast durchgängige Anbindung einer deutschen Universitätsidee an in Berlin entwickelte „Grundschriften“

ihre eigene Wirkungsmacht entfaltete und zunehmend kritische Fragen an einen „Mythos Humboldt“ laut werden ließ. Entscheidend sind vielmehr jene ähnlichen Herausforderungen und einander verstärkenden Interaktionsprozesse, welche im 19. Jahrhundert das deutsche Universitätssystem zum Zentrum von wissenschaftlicher Ausbildung und Forschung zugleich avancieren ließen. Andere, in der frühen Neuzeit erwachsene Institutionen zur Gewinnung und Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse wie Akademien und Sozietäten waren nun nicht mehr neben-, sondern nachgeordnet; auf der anderen Seite wurden nach 1900 die Universitäten aus dieser Zentralposition wieder schrittweise abgedrängt durch eine Ausdifferenzierung außeruniversitärer Forschungseinrichtungen. Vor dem Hintergrund der aktuellen Debatten um notwendige oder bedenkliche Umsteuerungen der deutschen Universität und diesen unterlegten historisch-programmatischen Reflexionen gewinnt eine universitätsgeschichtliche Vermessung jenes 19. Jahrhunderts zusätzliche Bedeutung, über einen unabweisbaren historischen Forschungsbedarf hinaus. Hinsichtlich der institutionellen Verfassungsgeschichte und einer an horizontaler wie vertikaler Mobilität interessierten Sozialgeschichte der deutschen Universität besteht, etwa gegenüber der frühen Neuzeit, Nachholbedarf.

Die Situation für die Bewältigung dieser Aufgabe erscheint günstig. Denn einerseits hat sich universitätsgeschichtliche Forschung seit einiger Zeit aus dem Schatten anlassgebundener Gelegenheitsarbeiten, spezialistischer Interessen und einer bloßen Mitverwaltung durch unterschiedliche historische Teildisziplinen herausgelöst, eigene methodische Schwerpunkte und organisatorische Plattformen entwickelt. Andererseits hat die Laune des Jubiläenkalendariums zusätzliche Triebkräfte in Form personeller und finanzieller Ressourcen und nicht zuletzt von engagierter Aufmerksamkeit der (nicht nur) wissenschaftlichen Öffentlichkeit bereit gestellt. Denn das Berliner Jubiläum 2010 reiht sich ein in eine dichte Abfolge von Universitätsjubiläen, deren universitätsgeschichtliche Forschungsergebnisse unsere Kenntnisse gerade auch des „langen“ 19. Jahrhunderts zwischen Französischer Revolution und Erstem Weltkrieg maßgeblich bereicherten. Aus den letzten Jahren seien allein genannt die historischen Jubiläumserträge in Freiburg und in Gießen, in Jena und in Leipzig. Das Berliner Jubiläum fügt sich hier ein, gleichzeitig steht dieses, mit Blick auf die angedeuteten Debatten um „Berliner“ Modell und „Mythos Humboldt“, gewissermaßen unter verschärfter Beobachtung. Umso vordringlicher erscheint eine genauere Musterung dessen, was in diesem Band als *deutsche Universitätslandschaft* bezeichnet wird und nun vorzustellen ist.

Die Berliner Universität steht nicht im Zentrum dieses Bandes, ihre Entwicklung im 19. Jahrhundert interessiert hier im Kontext einer Universitätslandschaft, diese ist der zentrale Begriff im Titel wie in den Einzelbeiträgen. Dieses aus der Topographie entlehnte Bild meint ein vielgestaltiges, von individuellen, mit eigenen Identitäten ausgestatteten Fixpunkten besetztes Gebilde mit zugleich hoher, aufeinander bezogener Vernetzung, welches sich im Fluss der Entwicklung ständig neu austariert. Standortgebundene Traditionen, kommunale Anbindung und landesherrliche Regularien formten die einzelnen Universitäten; zugleich standen sie immer in Beziehung zueinander, in formaler Gleichrangigkeit aufgrund universal

verliehener bzw. anerkannter Privilegien, in konfessionellen und landesherrlichen Spannungsverhältnissen einander belauernd und beobachtend, voneinander lernend, schließlich sich als gleichrangige, wenn auch nicht gleichgewichtige Glieder einer in Ethos und Prestige verbundenen Gemeinschaft respektierend. Man verharrte nicht in abgeschlossener Selbstgenügsamkeit voneinander, aber auch kein übermächtiges Zentrum degradierte die anderen als „Provinz“. Ansehen und Attraktivität orientierten sich lange an der Frequenz, bis im späteren 19. Jahrhundert hohe Zahlen auch als Belastung gelten konnten, zumindest in einzelnen Fächern und gemessen an den erwarteten Arbeitsmarktchancen. Die Höhe der Frequenz war nicht an die Größe der beherbergenden Stadt, sondern an ein besonderes universitäres Profil gebunden; erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts korrespondierten Großuniversität und Großstadt miteinander. Insgesamt galt: Man war lokalstolz und vielgestaltig, zugleich in Ranganspruch, institutioneller Ausgestaltung, sowie in Lehr- und Forschungspraxis aufeinander bezogen.

Mit Blick auf die europäische Universität im Mittelalter bemerkte der Mediävist Peter Moraw einmal: „Es gibt die eine Universität, weil es eine Mehrzahl von Universitäten gibt.“ Für die deutsche Universität seit etwa 1800 scheint dies nicht zu gelten, denn diese hatte der Philosoph Jürgen Mittelstraß im Blick, der auf der gleichen Tagung formulierte: „Die Universitäten sind Ausdruck der Einheit von Forschung und Lehre und somit der Einheit des Wissenschafts- und Bildungssystems.“ An Stelle sozialgeschichtlich fassbarer Differenzierung also eine regulative Idee – könnte aber nicht das spezifische Profil der deutschen Universität des 19. Jahrhunderts gerade im zeitgleichen Nebeneinander beider Feststellungen ermittelt werden? In diesem Sinn sollen die an Berliner Zeiteinheiten orientierten Zeitachsen im Titel dieses Bandes zu Querschnittserkundungen einladen, die nach der jeweiligen Situation der deutschen Universitätslandschaft fragen: In welcher strukturellen und programmatischen Umformung befand sich diese zum Zeitpunkt der Berliner Gründung? In welcher Situation beging Berlin seine Fünfzigjahrfeier 1860, als die Faszination der ersten Berliner Jahrzehnte verflogen war, andere Universitäten Anspruch auf Vorrang erhoben, der künftige Aufschwung unter den Bedingungen der Reichshauptstadt sich noch keineswegs abzeichnete, andererseits eine flächendeckende Umformung das gesamte Universitätssystem bis hinein nach Österreich erfasste? Wie war es schließlich um die deutsche Universitätslandschaft bei der Zentenarfeier einer ihrer Weltgeltung sich rühmenden Berliner Universität 1910 bestellt, gemäß vergleichenden Blicken nach Sachsen und in den deutschen Südwesten sowie angesichts struktureller Verwerfungen in einer wissensbasierten Industriegesellschaft, in der ein „Mythos Humboldt“ als Ausweg aus der Krise beschworen wurde, auch wenn dieser Ausweg in die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft mündete?

Querschnittsanalysen greifen in diesem Band mit Längsschnittperspektiven zusammen. Einige seien kurz angedeutet: so etwa Übergänge von einer ständisch privilegierten und zugleich aufgeklärten Gesellschaft im Aufbruch nach 1800 über individuelle Karrierestrategien einer bürgerlichen Leistungsgesellschaft bis hin zur industriellen Massengesellschaft am Vorabend des Weltkriegs: Im Umfeld der

Berliner Gründung verbinden sich staatsbürgerliche Reformkonzepte mit gesellschaftspolitischen Systementwürfen im Modus arbeitsamer Geselligkeit einerseits, wissenschaftssystematische Spekulationen mit fachspezifischen Professionalisierungsprozessen disziplinärer Forschungspraxis im Modus einer auf Forschung gegründeten Bildungsidee andererseits, und münden am Ende in eine institutionell ausdifferenzierte, zudem national- wie klassenpolitisch aufgeladene Wissensgesellschaft.

Die Berliner Entwicklung liefert keine Blaupause, kann aber als Symptom mit hohem Verdichtungspotential verstanden werden. Zu Beginn entwickeln kulturtheoretische Systematiker wie der Theologe und Philosoph Friedrich Schleiermacher Konzepte für Universitäten in deutschem Sinne für eine liberale Bürgergesellschaft durch Reformen, nicht Auflösung einer tradierten Verfassungsgestalt. Ein Humboldt leitet politische Gestaltung aus leitenden Ideen der inneren Organisation im Bildungswesen ab. Neben ihnen treiben Philologen und Historiker, Juristen, Mediziner und Naturforscher eine disziplinäre Autonomisierung ihrer Fachgebiete voran, verknüpft mit professioneller Berufsorientierung unter Einschluss der philosophischen Fakultät. Durch Anbindung der Wissenschaftsakademie, deren Mitglieder universitäre Lehrbefugnis erhalten, sichert die Universität ihren Forschungsimperativ, bis schließlich die Universität zu einer höheren Bildungsanstalt mit angeschlossenem Forschungsbetrieb in Gestalt der Akademieresourcen changiert. Wie zu Beginn, so führen auch am Ende des Untersuchungszeitraumes Spannungen zwischen Reformstau und Reformbedarf in einer dramatischen Umbruchperiode erneut visionäre Gelehrte und strategisch operierende Wissenschaftspolitiker zusammen. Friedrich Althoff überführt Hochschulverwaltung in Wissenschaftssteuerung durch administrative Netzwerkplanung und institutionelle Umbauten in Verbindung mit dem Theologen Adolf Harnack unter dem Signum großbetrieblicher Differenzierung. Mit der Etablierung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft lösten sie Spitzenforschung wieder aus der Universität heraus, unter listig-irreführender Berufung auf Wilhelm von Humboldt, aber damit trugen sie allenfalls längst erkennbaren Krisenphänomenen Rechnung, welche aus Unterfinanzierung und gleichzeitiger Lehr-Überforderung der Universität resultierten, welche einen immer noch beanspruchten Konnex von Forschungsimperativ und Forschungsprimat nicht mehr zu wahren vermochte und bereits in ein komplexes System von staatlicher, kommunaler, industrieller sowie unterschiedlich organisierter Privatforschung eingezwängt war.

Die Berliner Entwicklung kann als symptomatische Zuspitzung gelesen werden, nicht aber als Leitplanke der deutschen Universität im 19. Jahrhundert, und sie bildete die vielfältigen Entwicklungsmuster in der deutschen Universitätslandschaft nur begrenzt ab. Zahlreiche wissenschaftliche Innovationen fanden zuerst an anderen Orten statt, großbetriebliche Institutionalisierung ereignete sich lange vor Berlin im deutschen Südwesten. Angesichts krisenhafter Verwerfungen nach der Jahrhundertwende, welche Max Weber 1916 zu dem schroffen Urteil veranlassten, innerlich wie äußerlich sei die deutsche Universitätsverfassung fiktiv geworden, wurden auch anderswo wie in Leipzig alternative Reformkonzepte entworfen.

Auch die Chance eines Neubeginns, wie sie die Berliner Gründung von 1810 bot, war nicht einzigartig. Zum einen folgte man in Berlin ohnehin, wenn auch mit bezeichnenden Abwandlungen, einem bereits bewährten Reformmodell, wie es in Göttingen lange schon etabliert war, auch hatten spezifische Konstellationen wie in Jena die wegweisende Modernisierung einer älteren Hochschule ermöglicht; zum anderen wurden Reformimpulse im Zuge einer Neugründung lange nach Berlin erfolgreich genutzt, so in Straßburg seit 1872 oder mit der 1914 in Frankfurt am Main errichteten kommunalen Stiftungsuniversität. Eine genauere Musterung der deutschen Universitätslandschaft im 19. Jahrhundert erscheint daher dringend geboten.

II.

Auf Gestaltwandel der deutschen Universität um 1800 zielt der erste Abschnitt. In Relation von Tradition und Innovation analysiert *Notker Hammerstein* den „Aufbruch in Reformen“ zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit einem bemerkenswerten Befund: Universitätsreform durchzieht zwar als Leitmotiv die deutsche Universitätsgeschichte, aber vor und nach 1800 in grundsätzlich unterschiedlicher Weise. In der frühen Neuzeit ging es immer wieder um eine Neuausrichtung von Inhalten, nicht von Strukturen. Das setzte ein mit der Umgestaltung der artes-Disziplinen im Humanismus, gefolgt von Transformationen der Lehrprogramme im Zeichen von Reformation und katholischer Gegenbewegung, einschneidend dann wissenschaftliche Reformimpulse im Zeitalter der Aufklärung, keineswegs nur auf Nord- und Mitteldeutschland beschränkt. Die Rolle der Universität in Staat und Gesellschaft blieb davon relativ wenig berührt. Grundlegend ändert sich dies erst im 19. Jahrhundert; mit dem Prozess der Durchsetzung bürgerlicher Gesellschaft wandelt sich auch einschneidend die Institution Universität und unterliegt von nun an einem permanenten und rechtsförmigen Neuregelungsdruck.

Als „Aufbruch und Krisen“ kennzeichnet *Hans-Werner Hahn* ein Jahrhundert Universität Jena zwischen 1770 und 1870 aus der Perspektive des Jubiläums von 1858. Obgleich eher eine kleinere Universität, prägte diese doch über Jahrzehnte hinweg die politische Kultur der deutschen Hochschullandschaft im Ringen um das Verhältnis von Wissenschaft und Freiheit. Als Ausweg aus der Krise erwies sich nach 1780 unter der ordnend-gestaltenden Hand Goethes ein Ausbau der wissenschaftlichen Infrastruktur unter dem Motto einer „extraordinären Universität“. Gleichzeitig erwies sich die liberale intellektuelle Atmosphäre Jenas als attraktiv; die Salana zog führende Geister an. Behutsame staatliche Steuerung gewährte gleichwohl wissenschaftliche Freiräume, und in napoleonischer Zeit galt Jena als autonomes Zentrum deutscher nationaler Kultur. Der Akzent verschob sich nach 1815, politisches Professoren- und Studententum wirkte von Jena aus in einer Kombination von bürgerlichen Wertvorstellungen und romantischem Nationalismus. Wohl belastete die Reaktion im Gefolge der Karlsbader Beschlüsse auch Jena, insgesamt konnten Impulse eines freiheitlichen Aufbruchs hier aber im Vormärz stärker als anderswo (und erst recht als in Berlin) gewahrt bleiben.

Folgten die drei (erst sehr viel später so benannten), 1810 in Berlin, 1811 in Breslau und 1818 in Bonn errichteten Friedrich-Wilhelms-Universitäten einem einheitlichen preußischen Reformmuster im Sinne eines Modells? *Thomas Becker* akzentuiert im Vergleich der jeweiligen Gründungsgeschichten, der jeweiligen Statuten und institutionellen Neuerungen wie Seminare und Institute gesonderte Ausprägungen, welche fernab von jedweder Programmatik den unterschiedlichen kommunalen und regionalen Gegebenheiten geschuldet waren und von politischer Pragmatik zeugten. Konfessionspolitische Argumente waren in Schlesien und später in der Rheinprovinz in einer freilich sehr anderen Konstellation ausschlaggebend für die Errichtung paritätischer theologischer Fakultäten. Dank Süvern avancierte das zusammen mit den aus Frankfurt translozierten Professoren reichlich ausgestattete Breslau zu einer angesehenen Volluniversität, die sich hinter Berlin nicht verstecken musste. Eine wiederum andere Situation ergab sich nach heftigen regionalen Standortkontroversen in Bonn; hier verstand man sich sehr entschieden als Reformuniversität mit einem aufbruchshungrigen Lehrkörper und institutionellen Neuerungen wie dem naturwissenschaftlichen Seminar im Dienste der Lehrerausbildung. Der Beitrag arbeitet eindringlich die je spezifischen Ausprägungen in Gründung und Profilbildung heraus, wobei gleichzeitig eine einheitliche rechtliche Verklammerung mit den jeweiligen, fast deckungsgleichen Statuten erfolgte.

Um Selbstverständnis und Umbauten der deutschen Universität nach der Mitte des 19. Jahrhunderts geht es im zweiten Abschnitt. An sieben Universitätsjubiläen zwischen 1786 und 1887 in Heidelberg, Göttingen, Berlin, Bonn und München zeigt *Winfried Müller* (mit Schwerpunkt auf dem dritten Viertel des 19. Jahrhunderts) typische Ausdrucksformen und graduelle Wandlungen universitärer Selbstinszenierungen auf, welche ihre ursprünglich konfessionskulturelle Ausrichtung längst abgestreift hatten und sich nun in Form von Deputationen und ritualisierten Feierformen wie historisch kostümierten Festzügen, Studentenauftritten, Reden, Grußadressen und Ehrenpromotionen als nationalkulturelle Wissenschaftsgemeinschaften bestätigten. Immer stand ein Ringen um historisch verbürgte Deutungskultur im Mittelpunkt. Die im Anhang beigefügten Ablaufschemata illustrieren plastisch die vorherrschenden Inszenierungsstrategien.

Trotz einzelner Reformvorstellungen unter Metternich befanden sich die österreichischen Universitäten um die Mitte des 19. Jahrhunderts „in einem indiskutablen Zustand“, wie *Walter Höflechner* in seinem Beitrag zum dreiphasigen Umbau des habsburgischen Universitätssystems nach der Revolution von 1848/49 bündig vermerkt. Stürmische Aktivitäten vor allem von Studenten und (insbesondere medizinischen) Jungwissenschaftlern kennzeichnen die erste, noch in die Revolutionsjahre fallende Phase gemäß einem Vorbild „deutsche Universitäten“ im Zeichen „allgemeiner Bildung“. Eindrucksvolle, aber zugleich begrenzte Reformen angesichts anhaltend heftiger Widerstände der „Patriotengruppe“ und der Katholisch-Konservativen erfolgten seit 1849 unter dem Ministerium Thun-Hohenstein mit Franz Exner als treibender Kraft. Doch auch die Reformer standen den Maximien Lehr- und Wissenschaftsfreiheit skeptisch gegenüber. Immerhin praktizierten sie

im Zeichen des Neoabsolutismus eine autoritäre Modernisierung gegen den Widerstand von Professoren und Senaten, welche sich jedweder Reform widersetzen. Ein wirklicher Wandel begann erst unter dem Druck der militärischen Niederlagen 1859 bis 1866, bis mit der liberalen Ära ab 1867 eine strukturelle Anpassung an Deutschland erfolgte und etwa Marktkonkurrenz im Berufungswesen begünstigte. Insgesamt lässt sich für die österreichischen Universitäten keine Eigenentwicklung beobachten, Deutschland blieb eindeutig das Modell, aber das politische System behinderte nachhaltig eine Angleichung; denn zu sehr standen dem zentralistische Abschottung von Deutschland, eine spezifische Nationalisierung der Hochschulen im Vielvölkerstaat sowie Momente von Unmündigkeit im universitätsrechtlichen Sinn entgegen.

Um strukturelle Rahmenbedingungen der deutschen Forschungsuniversität geht es im dritten Abschnitt, wobei die ersten beiden Beiträge in unterschiedlichen Kontexten auf Wechselbeziehungen zwischen wissenschaftlicher Selbststeuerung und administrativer Außensteuerung abzielen. Dass die auf (verbriefte) Wissenschaftsfreiheit und fachdisziplinäre Autonomie pochenden Forschungsuniversitäten auch (und im Bewusstsein der zuständigen Ministerien vor allem) ausbildungsorientierte Professionsanstalten waren, tritt in der historischen Erinnerung vielfach in den Hintergrund. Doch genau aus dem zeitgleichen und nicht spannungsfreien Verhältnis zwischen Forschungsorientierung und Berufskonstruktion erwuchs die Dynamik der neuen deutschen Universität im 19. Jahrhundert, wie *Peter Lundgreen* in dichter und tabellarisch unterfütterter Argumentation zeigt. Erst ein genauere und bislang wenig praktizierter Blick auf Prüfungsordnungen macht in den Aushandlungsprozessen zwischen den vorrangigen Akteurgruppen (Staat – Professionsvertreter – Universitäten) Interaktionen zwischen intern gesteuerten Disziplinenentwicklungen und extern entwickelten Berufskonstruktionen sichtbar, und zwar von Beginn an, wie der gleichzeitige und konstitutive Zusammenhang von Forschungsimperativ und *examen pro facultate docendi* in Preußen belegt. Das setzte freilich voraus, dass die philosophische Fakultät ihre vormalige propädeutische Funktion innerhalb der Universität abstreifte, diese an die reformierte gymnasiale Oberstufe überwies und die Lehrerausbildung als ihren spezifischen Bildungszweck etablierte. Gleichzeitig reihte sich die Lehrerausbildung in eine bei den Juristen bereits Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzende Abfolge von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung an der Universität und anschließendem berufsorientierten „Vorbereitungsdienst“ ein, bei den Lehrern in Preußen schon 1817, in Süddeutschland mit erheblicher Verzögerung 1895/98. Vergleichbare reichseinheitliche Regelungen für Ärzte erfolgten 1901. Parallel entwickelte sich bis Ende des Jahrhunderts eine Binnendifferenzierung der zunächst allgemeinen Gymnasiallehrerausbildung zugunsten von Fachlehrerausbildung – auch dies spiegelte Wechselwirkungen zwischen fachdisziplinärer und schulprofessioneller Spezialisierung wider. Im Zuge eines expandierenden industriegesellschaftlichen Arbeitsmarktes entstanden schließlich um 1900 neuartige Berufskonstruktionen, denen die Aushandlungsparteien mit dem Diplomabschluss zunächst für Chemiker und Kaufleute Rechnung trugen.

Aushandlungsprozesse und Akteurstrategien untersucht *Wolfgang Neugebauer* am Beispiel der universitären Geschichtswissenschaft in Preußen, im Anschluss an ein von J. Jastrow 1890 vorgelegtes Gutachten, wonach ein begrenztes Steuerungspotential des Kultusministeriums eigentlich nur innerhalb der Fachwissenschaft ohnehin dominierende Tendenzen bestätige. Eine Analyse der Berufungspolitik als zentraler Schaltstelle rückt überzogene Einflussvermutungen zurecht und ergibt ungemein komplexe Akteurkonstellationen, innerhalb deren sich das personell eher dürftig ausgestattete Ministerium einerseits mit anderen externen Mitspielern innerhalb der preußischen Gesamtregierung bis hin zum Hof, andererseits mit selbstbewusst auftretenden Vertretern von Universität und Fachdisziplin zu arrangieren hatte, freilich selten konfrontativ, vielmehr in dicht verwobenen und schwierig zu entschlüsselnden Netzwerkbeziehungen, lange schon vor dem „System Althoff“. Einen Sonderfall stellte die als Herrschaftsarcanum höchst restriktiv gehandhabte Archivzulassungspolitik dar, bei der auch mächtige Fachvertreter wie Sybel und Schmoller an Grenzen stießen. Insgesamt aber konnte von einem „Durchstellen“ von oben nach unten keine Rede sein, vielmehr vermochten die Universitätshistoriker ein „verdecktes Potential wissenschaftlicher Autonomie“ erfolgreich zu nutzen. Am Beispiel der historischen Seminare folgte eine amtliche Institutionalisierung vielfach lediglich vorangegangenen professoralen Initiativen, in Halle nicht anders als in Berlin, wo eine sehr späte Seminargründung (in der Literatur manchmal hämisch vermerkt) nichts über eine bereits seit Jahrzehnten erfolgreiche Seminarpraxis aussagt. Angesichts zahlreicher privat-geselliger, aber durchaus einflussreicher Netzwerke in der Hauptstadt konnten die Berliner Historiker darüber hinaus Standortvorteile nutzen, welche nicht zuletzt eine Sogwirkung der hier einflussreichen wissenschaftlichen Schulen begünstigte.

Ein ganz anderes Bild im Verhältnis von Selbst- und Außensteuerung zeichnet *Matthias Stickler* in seiner angesichts einer schwierigen Forschungslage hochwillkommenen Bestandsaufnahme der vereinsmäßig organisierten Studierenden. Galt hier „Universität als Lebensform“ in einer (angesichts einer vielbeschworenen „Humboldtücke“ unvermeidlichen?) Parallelwelt zum Studienalltag mit eigenen Wertmustern und Sozialisierungsstrategien? Viele Vorurteile rückt der Beitrag zurecht, welcher enge Wechselwirkungen zum Wertsystem Universität, in Gestalt von Disziplinierungsagenturen weit über bloßes „Freizeitverhalten“ hinaus aufweist. Auch entfaltete sich ein tief gestaffeltes und kohärent organisiertes Verbindungswesen trotz der seit 1817 spektakulär auftretenden Burschenschaften erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Nun erst trat auch an die Stelle temporärer Gesinnungsgemeinschaften das Lebensbundprinzip mit spezifischen Patronagebeziehungen, institutionellen Verfestigungen durch Hausbauten und Zeitschriften und einer zunehmenden Ausstrahlung und Einflussgewinnung in die Gesamtstudentenschaft hinein, auch wenn allenfalls deren Hälfte sich Korporationen anschloss. Innerhalb dieser werden Binnendifferenzierungen und Umgewichtungen vermerkt, etwa ein zunehmendes Übergewicht der Burschenschaften gegenüber den Corps, gleichzeitig eine Eindämmung von Mensuren aufgrund der anwachsenden katholischen und der freien, in der Regel wissenschaftlichen Verbindungen sowie

der sog. Freistudenten, aus denen erstmals im Vorkriegsjahrzehnt eine eigenständige Strömung zur Mitgestaltung studentischer Lebensverhältnisse in der Universität selbst erwuchs. Wünschenswert differenzierte und belastbare statische Anhänge erlauben präzise Zugriffe auf das studentische Verbindungswesen.

Auf Konkurrenzen und Verwerfungen am Ende des Untersuchungszeitraums zielt der abschließende vierte Abschnitt, in synchronem Vergleich, in exemplarischen diachronen Entwicklungsmustern sowie in einem kritischen Blick auf die vielbeschworene Berliner „Weltgeltung“ vor dem Hintergrund der Hundertjahrfeier 1910. Ein Universitätsvergleich von Berlin und Leipzig um 1910 hat vor allem Hochschulpolitik als Standortpolitik zu betonen, so die These von *Matthias Middell*, der neben einer Gewichtung strukturell vergleichender Faktoren insbesondere auf paradigmatische Differenzierung im Urteil der Zeitgenossen achtet. Weniger ein Vergleich der aufeinanderfolgenden Jubiläen in Leipzig 1909, das ziemlich missglückte, und in Berlin 1910 bietet sich an, vielmehr das zeitgleiche Rektorat Karl Lamprechts 1910/11; denn wie Harnack dort, so entwickelte auch Lamprecht ein freilich sehr anderes Gesamtkonzept als Ausweg aus der Krise, und zwar in bewusster Standortkonkurrenz. Frequenz und Personalsituation hatten sich in Leipzig abweichend zu Berlin entwickelt, zugleich verwies man in der Messestadt auf eine großzügige Universitätsbaupolitik, ferner auf Konkurrenz weniger zu Berlin als zur eigenen Hauptstadt Dresden mit seiner anwendungsorientierten Technischen Hochschule, gegenüber der in Leipzig dominierenden Grundlagenforschung. Zugleich beanspruchte Lamprecht für seinen Standort kulturwissenschaftliche Deutungshoheit. Reformakzente legte er insbesondere auf eine Neugewichtung von Studium und Forschung durch forcierte Internationalisierung, durch ein strukturiertes Studium im Institutsmodell als Verbundsystem sowie durch ein flankierendes Bündel von Maßnahmen zur Verbesserung der Studienbedingungen. Auch ohne ein „Modell Humboldt“ stellte sich die Frage, inwieweit eher in Berlin oder in Leipzig eine zeitgemäße Fortentwicklung der lange Zeit bewährten und dann zunehmend überforderten deutschen Forschungsuniversität unter Wahrung der Lehr- und Forschungsgemeinschaft angestrebt wurde. Die weitere Entwicklung erwies dann den in Berlin eingeschlagenen Weg mit außeruniversitären Forschungsinstituten als irreversibel, zudem prallten in den Konzeptionen von Harnack und Lamprecht „gefühlte“ Stärke bzw. Schwäche aufeinander.

An Hand von universitätsvergleichenden (Freiburg, Tübingen, Berlin) bzw. professionsexemplarischen (Lehrerbildung) Längsschnitten unterstreicht *Sylvia Paetschek* ihre bekannte These, nicht ein Humboldtsches, sondern ein allgemein deutsches Universitätsmodell habe das 19. Jahrhundert bestimmt. Im Anschluss an J.D. Cobb werden zunächst für den deutschen Südwesten „forgotten reforms“ außerhalb Preußens zwischen 1797 und 1817 betont, im Sinne eines zunehmend verstaatlichenden Aufklärungsutilitarismus im zunächst österreichischen, dann badischen Freiburg, im Sinne staatsanaltlicher Umformung einer zuvor fast „lupenreinen“ „Familienuniversität“ durch „nützliche“ Berufungen in Tübingen, wo man 1820 zwar wieder zur kollegial-korporativen Verfassung zurückkehrte, aber etwa fakultätspolitisch neue Pflöcke mit der jeweils ersten Errichtung einer staats-

wissenschaftlichen (1817) bzw. einer naturwissenschaftlichen (1863) Fakultät einschlug. Im Frequenzvergleich ergeben sich über das Jahrhundert hinweg deutliche Schwankungen, insgesamt erwiesen sich am Ende Berlin und Freiburg als Gewinner, sackte Tübingen gar 1910 auf Rang 12 ab, während Freiburg atemberaubend empor schnellte, in krassem Gegensatz zu Tübingen begünstigt durch Verkehrsanbindung und lokale Attraktivität („Die Professoren folgten den Studenten, nicht umgekehrt“). Wesentlicher Anteil am Aufschwung deutscher Universitäten kam der fächerspezifischen Binnendifferenzierung im Umfeld der Lehrerausbildung zu, darüber hinaus galten Großstadtuniversitäten als innovativ vornehmlich durch den Ausbau prestigeträchtiger „kleiner“ Fächer.

Insgesamt stellte sich die deutsche Universitätslandschaft vor 1914 als zwar differenziert, keineswegs aber segmentiert dar, sie war – wissenschaftlich relativ homogen – durchweg aufeinander bezogen. Die Sonderrolle Berlins um 1900 erkläre sich neben besonderer Pflege der kleinen Fächer und eines Trends zur Berufung der „Besten der Bewährten“ vor allem durch die finanzielle Begünstigung einer urbanen Wissenschaftslandschaft, welche über die Universität hinaus eine gezielte außeruniversitäre Wissenschaftsförderung mit insgesamt hohen Synergieeffekten im Berliner Raum ermöglichte.

Eben hier knüpft der abschließende Beitrag von *Charles E. McClelland* zum Berliner Universitätsjubiläum 1910 an, bei dem es sich in Wahrheit um die „Großinszenierung“ der gesamten Bildungs- und Forschungslandschaft Berlins mit spezifischen Klientelinteressen gehandelt habe. Bereits Max Lenz, Historiograph der Universität 1910 und Festredner, schlug in seiner Musterung für die Zeit seit 1871 skeptisch-pessimistische Töne an, und der Autor bestätigt diese in nüchtern-distanzierter Strukturanalyse: Ein Modell „Humboldt“ taugte in Berlin für die Zeit um 1910, kaum für die Situation 1910 mit ihren großbetrieblichen Zuschnitten in einer Weltstadt, zugleich mit einer Reservearmee von Privatdozenten und einer wenig innovativen, von „Institutspezialisten“ beherrschten Ordinarienuniversität, welche darüber stritt, ob die Errichtung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft als „kühne Neuinterpretation“ von Humboldt oder als bedrohliche Krisenverschärfung zu werten sei. Im Rückblick erscheint das Berliner Universitätsjubiläum von 1910 als Meilenstein und Wendepunkt zugleich, als Beginn des Abstiegs der deutschen und insbesondere der Berliner Universität, noch vor den durch den Weltkrieg ausgelösten Erschütterungen.

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer

Dr. Thomas Becker, Bonn, archiv@uni-bonn.de
Prof. Dr. Rüdiger vom Bruch, Berlin (Stipendiat des Historischen Kollegs
2006/2007), vombruchr@geschichte.hu-berlin.de
Prof. Dr. Hans-Werner Hahn, Jena, Hawe.Hahn@uni-jena.de
Prof. Dr. Notker Hammerstein, Frankfurt a. M., Hammerstein@em.uni-frankfurt.de
Prof. Dr. Dr. h.c. Walter Höflechner, Graz, walter.hoeflechner@kfunigraz.ac.at
Prof. Dr. Peter Lundgreen, Göttingen, plundgr@gwdg.de
Prof. Charles E. McClelland, Albuquerque, New Mexico, cemcc@unm.edu
PD Dr. Matthias Middell, Leipzig, middell@uni-leipzig.de
Prof. Dr. Winfried Müller, Dresden, Winfried.Mueller@tu-dresden.de
Prof. Dr. Wolfgang Neugebauer, Würzburg,
wolfgang.neugebauer@mail.uni-wuerzburg.de
Prof. Dr. Rainer Christoph Schwinges, Bern, rainer.schwinges@hist.unibe.ch
PD Dr. Matthias Stickler, Würzburg, matthias.stickler@mail.uni-wuerzburg.de

I. Gestaltwandel der deutschen Universität um 1800

Notker Hammerstein

Aufbruch in Reformen. Tradition und Innovation zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Die Universität in Staat und Gesellschaft

Die Themenstellung läßt erwarten, daß ich mich den Reformplänen und der sozialen Einbettung der Universitäten im Umfeld der Gründung Berlins zuwende. Da das aber bereits öfters geschehen ist, ziehe ich es vor, ein wenig anders vorzugehen. Da umfaßt dies Thema für mich zwei Problemkreise. Sie schließen einander keineswegs aus, ja gehören zur Sache selbst, die hier verhandelt werden soll, aber sie sind eben doch hintereinander bzw. nebeneinander zu behandeln, wie ich meine.

Da geht es zum einen um Reform der Universitäten, speziell der Berliner im Umfeld der bestehenden Universitäten. Das ist insoweit zwar zeitlich klar bestimmt, aber darum nicht minder als eigenes Problemfeld im Blick auf die Geschichte von Universitätsreformen einzuordnen. Was macht das Eigentümliche dieser Reform nach 1800 aus? Wieso konnte das auf dem Boden des sich auflösenden Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation vor sich gehen und zudem gleichsam auf Anhieb so erfolgreich sein? Waren es hauptsächlich oder gar allein die bekannten neuhumanistischen und idealistischen Universitätsreformer, deren geniale Einfälle und Vorstellungen, die die Gründung der Universität Berlin zu einer so beispielhaften Angelegenheit werden ließen? Entwickelte sich diese Bildungs- und Universitätsreform in der kurzen Zeit nach 1806, als durch geistige Anstrengungen das im politischen Verlorene wettgemacht werden sollte, oder hatte sie eine längere Vorgeschichte? Berlin steht schließlich nicht für die erste Universitätsreform, es gab zuvor andere. Hat das etwas zu bedeuten?

Die zweite Frage, die ich in der vorgegebenen Formulierung entdecken zu müssen meine, zwingt mich, ein spezielles Augenmerk auf die Rolle der Universität in Staat und Gesellschaft zu richten, wie sie sich im Umfeld der Gründung Berlins und darin auch folgenreich für das 19. Jahrhundert abzeichnete. Auch das scheint mir einen historischen Rückblick notwendig zu machen, um die Möglichkeiten und die Eigenart dieser Entwicklungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts vielleicht deutlicher kenntlich machen zu können.

Die in Berlin sich selbst verwirklichende neuhumanistisch-idealistische Universitätsreform, war ein epochales Ereignis¹. Es ist in seiner Einzigartigkeit so

¹ *Ulrich Mublack*, Die Universitäten im Zeichen von Neuhumanismus und Idealismus: Berlin; jetzt in: *ders.*, Staatensystem und Geschichtsschreibung (Berlin 2006) 223ff., hinfort: *Mublack*,

einzigartig doch wiederum nicht, könnte ein wenig paradox gesagt werden. Die deutsche Universitätsgeschichte ist gekennzeichnet durch eine Reihe von – früher häufig nicht recht gesehenen – Reformen. Diese „Reformen“ veränderten allerdings nicht die mittelalterlich-frühneuzeitliche Auffassung von dem, was Wissen, was Universitäten und Wissenschaften ausmache. Und das bestimmte auch die Vorstellungen von dem, was Universitäten und Professoren zu leisten hatten. Es blieb bis ins 18. Jahrhundert dabei, daß es Aufgabe des Gelehrten sei, den Kosmos dieses Wissens immer wieder neu auszuschreiten, ihn lebendig zu erhalten und weiter zu vermitteln². Vorstellungen von Forschung – um es modern zu formulieren – konnten nicht dazu gehören. Das schloß natürlich keineswegs Fortentwicklungen aus, aber sie wurden als Wiederaufnahmen vergessenen oder übersehenen Wissens verstanden³. Reformen veränderten nicht einmal den institutionellen Rahmen der Universität, zum mindesten nicht im Heiligen Römischen Reich. Sie konnten ihn modifizieren, was eigentlich aber nicht bemerkt oder thematisiert wurde. Es war und blieb bei der traditionsreichen und akzeptierten Figur der *Universitas magistrorum et scholarium*, der einer privilegierten Korporation mit eigenem Rechtsstatus also. Der äußere und wissenschaftliche Rahmen der Institution als eine in Fakultäten untergliederte, von Rektor und Senat geleitete Anstalt blieb über die Schwelle von 1810 hinaus bestehen und wird erst in unseren Tagen grundlegend in Frage gestellt, um das in Parenthese anzumerken.

Die deutsche Universitätsgeschichte kennt also eine ganze Reihe von Reformen vor der Berliner. Sie waren nicht unwichtig für diese, und daher will ich die wichtigsten von ihnen umrißhaft benennen. Zuvor will ich jedoch darauf verweisen, daß die Sache als solche – also die Reform der Universitäten und vor allem ihre inhaltliche Abfolge – nicht als gemeineuropäisches Phänomen verstanden werden kann. In den westeuropäischen und romanischen Ländern fanden nur bedingt vergleichbare Reformen statt. Allenfalls gelegentliche Versuche dazu bzw. marginale Veränderungen sind dort zu beobachten. Insoweit war die Entwicklung im Heiligen Römischen Reich und auch die in den Niederlanden – neben der in Schottland während des 18. Jahrhunderts – eine Art Ausnahme. Es war das eine der Ursachen für die durchweg vitale Überlebensfähigkeit und Fruchtbarkeit der deutschen und niederländischen Universitäten. Das umfaßte selbstverständlich nicht immer alle Anstalten und traf auch nicht immer uneingeschränkt zu. Aber es kennzeichnet

Berlin; *Thomas Nipperdey*, *Deutsche Geschichte 1800–1866* (München 1983) 470ff.; Die wesentlichen Dokumente und Briefe in: *Wilhelm Weischedel* (Hrsg.), *Idee und Wirklichkeit einer Universität* (Berlin 1960), hinfort *Weischedel*, *Idee und Wirklichkeit*, sowie die Grundschriften in: *Die Idee der deutschen Universität* (Darmstadt 1956).

² Insgesamt vgl. *Walther Rüegg* (Hrsg.), *Geschichte der Universität in Europa, I–III*, (München 1993–2004), hinfort *Rüegg*, *Geschichte*.

³ *Friedrich Paulsen*, *Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium* (Berlin 1902, Ndr. Hildesheim 1966) 60ff.; *Ewald Horn*, *Die Disputationen und Promotionen an den deutschen Universitäten vornehmlich seit dem 16. Jahrhundert* (Leipzig 1893).

grundsätzlich die führende Rolle der Institution Universität im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation für den deutschen geistigen Haushalt⁴.

Was zeichnete nun frühere Universitätsreformen aus? Einige möglichst knappe – und damit verkürzende – Hinweise mögen das in Erinnerung rufen. Eine der ersten stand zwar nicht für ein neues oder gar eigenes Wissenschaftsverständnis, aber der Humanismus, um den es geht, hat für die Universitäten im Reich bleibende Modifizierungen der scholastischen Methoden und Auffassungen von Wissen gebracht. Ich brauche hier nicht auf die verwickelte Haltung der Universitäten in dieser Sache einzugehen. Es genügt, auf zentrale Punkte zu verweisen.

Vor allem die Disziplinen der artes, die „ad moralem spectant“, liegen den Humanisten am Herzen. Dazu gehören Grammatica, Rhetorica, Historica et poetica. Sie versittlichen den Menschen und machen ihn damit erst zum Menschen⁵. Eine unabdingbare Voraussetzung allen Wissens sei es, sich einer richtigen und klaren Sprache zu bedienen, in diesem Fall des klassischen Lateins. Lorenzo Valla sagte: „Wer weiß nicht, daß alle Studien und Disziplinen blühen, wenn die Sprache in Blüte steht und sie verfallen, wenn die Sprache verfällt.“⁶ Gute Sprache garantiere zudem gute Sitten, und darauf kam es den Humanisten gleichermaßen an.

Methodisch beförderten die Humanisten eine philologisch gestützte Analyse der Texte, ein Zurückgehen auf die Quellen – ad fontes, wie gesagt wurde –, die Abkehr von den Kommentaren oder – modern gesprochen – Handbüchern. Das führte zu einer Art früh-historisierender Methode. Zugleich bewirke die Beschäftigung mit den studia humanitatis nicht nur eine Versittlichung, sondern erhöhe und schaffe erst den eigentlichen, den gebildeten Menschen. Diese Bildung wurde sowohl als eine innerweltlich sittliche wie auch ästhetisch aristokratische verstanden. Im Reich wurden diese Ideale durch die Reformation umgebogen. Bildungsfragen, wurden zu Gewissens- und Glaubensfragen⁷. Das sind sie bis heute geblieben!

Für die Humanisten waren also hauptsächlich Disziplinen angesprochen, die das Trivium betrafen. Aber die methodischen Neuerungen, denen sie unterzogen wurden, konnten auch auf andere Fächer übertragen werden. Zugleich wurde ein Kanon klassischer Autoren und ästhetischer Muster verbindlich, der – wenn auch örtlich unterschiedlich, zeitlich sich wandelnd, aber im Grunde beharrend – bis ins späte 18. Jahrhundert Grundlage aller wissenschaftlichen Auseinandersetzungen blieb. Ganz allgemein waren das die Antike, für das Wissen Aristoteles, für die Kunst Vitruv und Ovid, fürs Recht der Corpus Juris, Galen für die Medizin –

⁴ Notker Hammerstein, Zur Geschichte und Bedeutung der Universitäten im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, in HZ 241 (1958) 287ff., ferner Nipperdey (wie Anm. 1) passim.

⁵ Notker Hammerstein, Humanismus und Universitäten, jetzt in: ders., Res Publica Litteraria, (Berlin 2000) 72ff.

⁶ Zit. n. August Buck, Die humanistische Tradition in der Romania (Bad Homburg, Berlin, Zürich 1968) 155.

⁷ Paul Joachimsen, Der Humanismus und die Entwicklung des deutschen Geistes, in: ders. Gesammelte Aufsätze I (Aalen 1970) 325ff.; Reinhart Koselleck, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil II (Stuttgart 1990) 14ff.

um nur sie zu nennen –, sowie die Heilige Schrift, die Bibel. Höfen wie Universitäten war dieser Kanon vertraut, und er garantierte über die frühe Neuzeit hinweg eine europaweite Verständigungsbasis für Adlige und Gebildete⁸. Nicht in allen Ländern schlossen sich die Universitäten allerdings dieser Entwicklung an. In Frankreich verhinderte die starke scholastische Tradition eine Umsetzung dieser innerweltlich-ästhetisch-aristokratischen Ideale in die Universitäten. Zum Teil war dies auch in Italien der Fall, während in England das Ideal der liberal education, die in vieler Hinsicht diesem idealen Kanon entsprach, und das bis weit ins 19. Jahrhundert hinein, dieser Aufgabe verpflichtet blieb. Erst der erzogene, besser der gebildete Mensch war danach ein Mensch.

Die Reformation wandte sich von dieser innerweltlich-optimistischen Sicht der Wissenschaften ab⁹. Nach anfänglich turbulenten Verwirrungen in den Universitäten – bis hin zu einer möglichen Auflösung der Institution – erkannten die Reformatoren alsbald jedoch die Notwendigkeit von Schulen aller Art und von Ausbildung. Der Reformator der Kirche, Luther, belehrte Fürsten und Städte 1524, es sei „eines Gemeinwesens bestes und ihr allerprächtigstes Gedeihen, ihr Wohl und ihre Kraft, daß sie viele gute, gebildete, vernünftige, ehrbare, wohlerzogene Bürger hat, die dann sehr wohl Schätze und alle Güter sammeln können, sie erhalten und recht zu gebrauchen“ wissen. Er bekannte, daß „die Wissenschaften und Sprachen, für uns kein Verlust, vielmehr ein größerer Schmuck und Nutzen, Ehre und Gewinn sind, um die Heiligen Schriften zu verstehen und auch, um die weltliche Herrschaft auszuüben“¹⁰. Daraus folgte für Luther: „Die Universitäten bedürfen auch wohl einer guten starken Reformation. Ich muß es sagen, es verdrieße, wen es will.“

Durch seinen Mitstreiter, den Reformator der Universitäten, Melanchthon, einen Anhänger der Humanisten, wurden die Hochschulen auf recht klar beschriebene Ziele und Aufgaben festgelegt. Der Humanismus selbst hatte sich diesem ihm überlegenen Welt- und Wissenschaftsverständnis unterzuordnen. Das muß aber nicht – wie früher üblich – als sein Ende gesehen werden. Viele methodische und selbst inhaltliche Momente gingen in das evangelische – also das lutherische aber auch calvinistische – Bildungsprogramm ein. Es drückt sich in der von Johannes Sturm, aber auch Melanchthon und anderen geprägten Formel einer *sapiens et eloquens pietas* aus. Dies Bildungsprogramm übernahm während und nach dem

⁸ *Gerrith Walther*, Mit dem Fürsten sprechen. Adel und Absolutismus in Baldassar Castigliones ‚Buch vom Hofmann‘, in: *Dieter Hein* u. a. (Hrsg.), *Historie und Leben*, Festschrift für Lothar Gall (München 2006) 391 ff.; *ders.*, Adel und Antike, Zur politischen Bedeutung gelehrter Kultur für die Führungseliten der Frühen Neuzeit, in: *HZ* 266 (1998) 359 ff.

⁹ *Notker Hammerstein*, Universitäten und Reformation, jetzt in: *ders.*, *Res publica* (wie Anm. 4) 388 ff.; *Arno Seifert*, Das Höhere Schulwesen, Universitäten und Gymnasien, in: *Notker Hammerstein* (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte I* (München 1996) 197 ff., hinfort: *Seifert*, *Schulwesen*.

¹⁰ An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, WA 15, 27–53; hier zit. n. *Karin Bornkamm*, *Gerhard Ebeling* (Hrsg.), *Martin Luther, Ausgewählte Schriften V* (Frankfurt am Main 1982) 41 ff.

Konzil von Trient übrigens auch die katholische Kirche, forcierte sie doch ebenfalls die gelehrte Ausbildung von Geistlichen, bedurfte ihrerseits der Unterstützung akademisch Vorgebildeter. Ihr junger und für zwei Jahrhunderte führender Erziehungsorden, die Societas Jesu, folgte ziemlich genau dieser Auffassung, was nicht zuletzt von Johannes Sturm als ungemein erfolgreich anerkannt wurde¹¹. Noch im aufgeklärten Jahrhundert maß August Wilhelm Schläözer den Jesuiten gar die führende Rolle bei dem Ausbau der Bildungsinstitutionen bei. „So viel ist gewiß, dieser Orden hat uns Protestanten zuerst auch zur Verbesserung unserer Schulen geweckt“, wie er nach der Auflösung des Jesuitenordens schrieb¹². Alle Konfessionsparteien suchten im 16. und 17. Jahrhundert durch Erziehung und Ausbildung die eigene Position zu kräftigen. Der Gelehrte bzw. Gebildete verstand sich folgerichtig denn auch ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als *vir pius et doctus simul*.

Gewiß, das alles überwölbende Problem des rechten Glaubens führte nicht gerade zu einem humanistischen Wissensaufbau. Die Theologie beanspruchte wieder die führende Rolle. Die artes-Fakultät galt erneut als *ancilla theologiae* und die Universität als eine durchaus auch kirchliche Veranstaltung. Das förderte und stärkte die Stellung der Theologischen Fakultäten nicht unerheblich, insbesondere die der protestantischen Universitäten. Sie waren die Orte, von denen aus der Kampf gegen die päpstliche aber auch die unterschiedlichen innerprotestantischen Richtungen untereinander geführt werden mußte. Für die Zukunft erwies sich das allerdings als ein intellektueller Kraftquell, auf den konfessionell einheitlichere Länder zum Nachteil ihrer Universitäten verzichten mußten. Insgesamt erfuhren viele Wissenschaften damals eine Indienststellung für konfessionelle Konsolidierung und abgrenzende Polemik zugleich. Sie erlebten einen – wie das Arno Seifert nannte – Funktionsschub, den man von fern mit den Wirkungen des späteren Professionalisierungsschubs keineswegs unzutreffend vergleichen könnte. Universitäten hatten – theoretisch – recht klaren Vorgaben zu folgen, so wie sie in vielen Anweisungen immer wieder beschrieben wurden. So war, um ein Beispiel zu nennen, im Falle der Gründung Gießens 1607 die Absicht, daß „so wohl zu kirchen und schuelen, alß auch dem weltlichen regiment und gueten polickey täglichen (d. i. tauglichen, d. Verf.) personen auferzogen und unterrichtet werden“ sollten¹³. Alle Konfessionsparteien teilten die Meinung, wie eine Art Sprichwort formulierte: „Aus Schreibern und Studenten werden der Welt Regenten.“¹⁴

Die gegenüber der römischen Kirche so tiefgreifende andere und revolutionisierende Lehre Luthers führte zu Veränderungen auch im institutionellen Gefüge der protestantischen Hochschulen. Den allgemeinen Rahmen traditioneller Universi-

¹¹ Seifert, Schulwesen, passim.

¹² August Wilhelm Schläözer, Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts IV (Göttingen 1779) 94f.

¹³ W. M. Becker, Universität Gießen (Gießen 1907) 104.

¹⁴ Zit. n. Friedrich von Bezold, Die ältesten deutschen Universitäten in ihrem Verhältniß zum Staat, in: HZ 80 (1898) 436ff., hier 466.

tätsverfassung berührte das zwar nicht, also die akademische Freiheit und Selbstverwaltung, die Stellung als Korporation mit Rektorats- und Senatsverfassung, die Einteilung der Fakultäten, das Graduierungsrecht. Aber in einem für die fernere Zukunft nicht unerheblichen Punkt zwangen die Ereignisse im Gefolge der Reformation zu Modifikationen des Überkommenen. Die Artisten hatten bislang und üblicherweise ihre *magistri regentes* – also ihre Dozenten – aus Kolleggebühren und Kollegiaturen finanziert. Die große Frequenzkrise zu Beginn der 1520er Jahre erzwang jedoch, diese Praxis aufzugeben. Hörgelder gingen nicht mehr, wie bisher gewohnt, hinreichend ein, und so mußte an die Errichtung besoldeter Lektüren gedacht werden. An allen evangelischen Universitäten – bald auch an den katholisch verbliebenen – traten folglich „*lectores*“, oder wie es bald hieß: *professores publici* an die Stelle der *magistri regentes*¹⁵. Das bedeutete, daß sich ihre Zahl entschieden verringerte, auf – im günstigsten Fall – bis zu neun. Die protestantische artistische Fakultät trat damit, was ihr Lehrpersonal anbelangte, neben die oberen Fakultäten. Wie diese verfügte sie jetzt über (theoretisch) fest etatisierte Lehrkanzeln. Die *facultas artium*, die früher und europaweit das Fundament der scholastischen Universität gebildet hatte, organisierte sich im Reich endgültig als Fakultät nach Art der drei oberen. Das war keineswegs selbstverständlich, und es kam schon gar nicht außerhalb des Reichs zu einer solchen Einrichtung bzw. Ordnung. Die Artisten leiteten von da immer wieder einmal den Anspruch auf Gleichberechtigung mit den oberen Fakultäten ab. Dazu kam es zwar zunächst noch nicht. Aber ein wichtiger und institutionell bedeutsamer Schritt hin zur Philosophischen Fakultät, wie sie paradigmatisch dann zuerst in Berlin auftauchte, war gemacht. Das gab es anderswo in Europa nicht, und das ist nicht die einzige Besonderheit unserer Universitätsgeschichte. Seifert spricht nicht unzutreffend von einer radikalen Wegetrennung der deutschen von der allgemein europäischen Entwicklung.

In den Wirren des 17. Jahrhunderts – der Dreißigjährige Krieg ist dafür das beispielhafte Ereignis – gingen die Universitäten zwar nicht unter, sie erlebten aber auch keine großen Reformanstrengungen. Die setzten erst gegen Ende des Jahrhunderts ein. Inzwischen hatte vielerorts freilich die Attraktivität der Universitäten infolge ihrer theologischen Überwölbung deutlich abgenommen. Sie galten nicht mehr als zeitgemäß, erschienen verstaubt und mönchisch. Das eröffnete einem neuen Erziehungs- und Bildungsideal große Chancen, was sich um so bedeutsamer bzw. gefährlich erwies, als es den Adel betraf. Der Siegeszug der Ritterakademien auch auf deutschem Boden verwies die Ständegesellschaft auf Defizite, die ihre bisher erste Ausbildungsstätte anbelangte¹⁶. Indem allerdings mit der nächsten Stufe einer Erneuerung bzw. Reform der Universitäten, die aufklärerische, ein zeitgemäß verjüngtes Wissens- und Erziehungsprogramm umgesetzt wurde, das Ideen und Praktiken der Ritterakademien erfolgreich mit übernommen hatte, wurde diese Krise rasch überwunden. Der auszubildende Adel kehrte folgerichtig in die Universitäten zurück.

¹⁵ Seifert, Schulwesen 260.

¹⁶ Norbert Conrads, Ritterakademien der Frühen Neuzeit (Göttingen 1982) passim.

Die aufklärerische Universität, wie sie in Vorform in Helmstedt und Jena, in ihrer stilbildenden Form mit der Friedericiana in Halle 1694 ins Leben trat¹⁷, gehört wiederum in den typischen und im europäischen Kontext zugleich auch besonderen Zusammenhang unserer Universitätsgeschichte. Es ist zwar keine Frage, daß die Aufklärung – wie zuvor Humanismus und Reformation – ein gesamteuropäisches Phänomen war. Ja als solches war sie eines der wichtigsten, noch vor dem Humanismus. In ihren klassischen Ländern, in England und Frankreich, hatten die dortigen Universitäten daran allerdings kaum teil. Die verharren in ihren scholastischen bzw. späthumanistischen Traditionen. Das Neue, Aufklärerische wurde in privaten Zirkeln, in Salons, in London und Paris als städtischen, nicht universitären Zentren, auch in der Royal Society, der Academie des Sciences und entsprechenden anderen Vereinigungen bzw. Akademien gepflegt und verbreitet. Die artes hatte man in Frankreich schon länger – ganz analog zur vielfältigen Praxis der Jesuiten – in die Colleges verwiesen und die Universitäten eigentlich für den neuen Geist als gänzlich ungeeignet zu betrachten gelernt. In Oxbridge wiederum hielt man am Ideal der liberal education fest, die sich in ihrer humanistischen Ausrichtung weiterhin als ungemein nützlich für die erwünschten Zwecke erwies¹⁸. Oxford und Cambridge blieben darauf ausgerichtet, ihre Zöglinge als educated nicht als gelehrt zu entlassen.

Ganz anders stand es, wie gesagt, im protestantischen Reich. Die Ausweglosigkeit, in die die Theologien die feindlichen Konfessionsparteien geführt hatte, war während des 30jährigen Krieges überdeutlich geworden. Ihr galt es zu entkommen und statt dessen eine auf Übereinkunft, Vernunft und Mundanität bauende Wissenschaft zu befördern. Der neuerliche Siegeszug der Jurisprudenz, die solche Techniken als ihr eigenstes Metier verstand, war insoweit nur folgerichtig. Das schloß die anderen Wissenschaften, nicht zuletzt die scheinbar wenig aufklärungsgeeignete Theologie, keineswegs aus. In Halle stand sie gar seit Beginn der Anstalt fast gleichberechtigt neben der Jurisprudenz. Sie beide vereinten die Frontstellung gegen die intransigente Haltung der sächsisch-lutherischen Orthodoxie und deren Präponderanzansprüche. Deswegen erhielten beide denn auch entschiedene Förderung seitens des reformierten brandenburg-preußischen Landesherren. Diese Gemeinsamkeit hielt freilich nicht allzu lange¹⁹. Die inhaltliche Ausgestaltung der aufgeklärten Wissenschaften und die sich höfisch, innerweltlich verstehende Selbstdarstellung führender Köpfe der Friedericiana mußten zum Bruch mit dem pietistisch frömmelnden aber herrschsüchtigen August Hermann Francke führen. Aber – und das wird dann in der Halle-Tochter Göttingen praktiziert und exemplifiziert – die Theologie verblieb nicht zuletzt in den führenden aufgeklärten Uni-

¹⁷ Insges. *Notker Hammerstein*, *Jus und Historie* (Göttingen 1972) passim.

¹⁸ Vgl. die Beiträge in: *Notker Hammerstein* (Hrsg.), *Universitäten und Aufklärung* (Göttingen 1995).

¹⁹ Insges. auch die Beiträge in: *Norbert Hinske* (Hrsg.), *Halle, Aufklärung und Pietismus* (Heidelberg 1989).

versitäten in ihren angestammten Rechten bestehen und wurde ihrerseits Mitgestalter und Träger dieser Aufklärung²⁰.

Diese aufklärerische Reform war wiederum keine vorab institutionelle oder gar eine, die den wissenschaftlichen Kosmos in Frage gestellt hätte. Allenfalls das Aufrücken der Juristen an die führende Stelle der oberen Fakultäten gehört in eine Art institutionellen Zusammenhang. Aber das bedeutete nicht, daß die Verfaßtheit der Universitäten dadurch nachhaltig verändert worden wäre. Institutionell eher eine marginale Änderung, bedeutete dies inhaltlich freilich einen gravierenden Wandel. Die damit einhergehende Mundanisierung – also die Verweltlichung vieler Materien – gehört nämlich fraglos zum kognitiven, dem ideellen Bereich. Und hier sind denn auch die eigentlichen Neuerungen erfolgt.

Folgenreicher als das Aufrücken der Juristen auf den ersten Platz war es, daß die Artisten hinfort den Juristen zuzuarbeiten hatten. Die sich immer häufiger Philosophische nennende artes-Fakultät war zur ancilla jurisprudentiae geworden. Die erneuerte Jurisprudenz bedurfte für unterschiedliche ihrer weitgehend neuen Disziplinen auch entsprechend neuer Wege, der Unterstützung durch Fächer der artes. Insbesondere historisierende Fragestellungen hatten große Bedeutung erlangt. Ob Staatenkunde, Numismatik, Reichshistorie oder historische Geographie, Heraldik, Kirchengeschichte, Diplomatie, – um nur sie zu erwähnen – sie alle zielten auf eine bessere Erklärung juristischer Sachverhalte und belegten den methodischen Wert frühhistorischer Fragestellungen. Die beiden anderen Fakultäten und deren Disziplinen nahmen ihrerseits dann gleichermaßen an den veränderten Vorgehensweisen teil und nutzten diese Methode für ihre eigenen Bedürfnisse²¹. Die aufgeklärte Überzeugung von der alles prüfenden Vernunft führte ferner dazu, daß der Glaube an starre, also zeitlose, Autoritäten ins Wanken geriet und eine eklektische Vorgehensweise (wie schon im Humanismus) als die richtige Option galt. Das Gute müsse von überall hergenommen und praktiziert werden, unbeschadet weiterer, im einzelnen vielleicht problematischer Implikationen solchen Eklektizismus².

Die Allzuständigkeit der Vernunft und die Abkehr von vermeintlich falschen Autoritäten schuf dem Gelehrten nunmehr einen neuen Freiraum. Als vernunftgeleitetes Individuum konnte und sollte er seine je eigene Sphäre, Kultur und Geschmacksrichtung entwickeln. Kunst und Wissenschaften lösten sich damit während des 18. Jahrhunderts allmählich – wie Thomas Nipperdey sagte – „aus festen Funktionen in der ständischen Gesellschaft“ und wurden „grundsätzlich allgemein zugänglich“²². Jeder konnte dementsprechend den Anspruch erheben, an der Vervollkommnung des Menschengeschlechts und an der allgemeinen Glückseligkeit mitzuarbeiten.

²⁰ Dazu auch *Notker Hammerstein*, *Theologie, Universitäten und Aufklärung in europäischer Perspektive*, in: *Rainer C. Schwinges* (Hrsg.), *Universität, Religion und Kirchen* (Basel 2010).

²¹ *Notker Hammerstein*, *Die deutschen Universitäten im Zeitalter der Aufklärung, jetzt in: ders., Res publica* (wie Anm. 4) 160ff.

²² *Thomas Nipperdey*, *Deutsche Geschichte 1800–1866* (München 1983) 267, hinfort *Nipperdey*, *Geschichte*.